

Graf Aehrenthal.

Nach ist Aehrenthal zum österreichischen Bismarck ernannt worden. Als er antrat, hätte Das Niemand gedacht. Er war öffentlich noch ganz unbekannt. Wenigen nur, die ihn in seiner Petersburger Zeit in der Nähe gesehen hatten, war er aufgefallen und sie sprachen davon, daß ihnen dieser bei Seite lebende, fast unheimlich korrekte, zuwartende Botschaftsrath nicht recht geheuer sei. Aber der eigentlichen Künste, worin österreichische Diplomaten sich auszuzeichnen pflegen (als: mit Journalisten frühstücken, in galanten Abenteuern glänzen und den Schneidern neue Richtungen geben), hatte er sich immer enthalten. Auch hörte man, daß er durchaus kein Redner sei, während doch bei uns die Staatskunst jetzt unter die Redenden Künste eingereiht worden ist. Er galt für einen tüchtigen Arbeiter, für einen starken Leser, auch über sein eigentliches Gebiet hinaus, und für einen der großen Schweiger, die man sich lieber vom Leibe hält, weil es ungemüthlich ist, ihren ruhigen Blicken ausgesetzt zu sein. Uebri:ens gern und gut zu Pferd. Und, was man sehr originell fand: ein zärtlicher Gatte.

Als er antrat, sagte man zunächst weiter nichts, als daß eben wieder einmal Einer vom Hochadel hinaufgelangt sei. Dies sind wir ja gewöhnt, man wunderte sich also nicht und erwartete von ihm nichts. Der Hochadel selbst aber schien unzufrieden. Ihn hörte man murren, daß jetzt bei uns ein Jude sogar schon Kanzler werden könne. Weil Aehrenthal nämlich zwar durch seine Mutter und durch seine Frau dem böhmischen und dem ungarischen Hochadel zugehört, aber nicht von Raubrittern, sondern von thätigen Geschäftsleuten abstammt, die nicht durch Tapferkeit, sondern durch Klugheit emporgelommen sind. Weshalb er nach bürgerlichen Begriffen ein hoher Herr ist, von den hohen Herren aber nicht dafür anerkannt wird.

Er hatte anfangs keine gute Presse, weil er im Händedrücken und in den kleinen Gefälligkeiten ziemlich ungeschickt schien (obwohl man zugeben muß, daß er sich alle Mühe gab, Dies nachzulernen). Und er hatte zuerst auch wenig Glück beim Publikum, das in Oesterreich ein mehr rauschendes und strahlendes Auftreten gewohnt ist. Unsere Staatskünstler haben uns in den letzten Jahren ja wirklich recht vermöhnt: durch ihr sehr feines Gehör für die Forderungen der Zeit, die sie dann mit den schönsten Worten auszustatten und an den größten Programmen aufzurollen wissen. Er aber schwieg. Einen Kanzler nun, der nicht einmal reden kann, fand man dürftig. Was kann er denn?

Erst nach der Annexion Bosniens und der Herzegowina schlug die Stimmung plötzlich um. Denn es war in Oesterreich, seit die heute dort wirkenden Menschen sich erinnern können, niemals mehr gesehen, daß Etwas geschah. Und Niemand war, seit wir uns erinnern können, erschienen, der Muth

und Lust gehabt hätte, mit Oesterreich Etwas zu wagen. Nein: Das hatten wir noch nicht erlebt. Ungläubige mahnten nun freilich zur Mäßigung. Wozu der Lärm? Was ist denn schließlich weiter an dieser ganzen Annexion als ein neuer Name? Denn auch als sie noch Okkupation hieß, hatte doch kein Mensch daran gedacht, daß wir jemals dieses Land wieder aufgeben könnten. Wenn wir dort auch bei Weitem nicht so viel gethan haben, wie Lohnlober uns einreden möchten, so doch immerhin genug, um es als unser Eigenthum für alle Zeit anzusprechen. Und schon auf dem Berliner Kongreß war ja von Anfang an die Annexion gemeint gewesen, und wenn man am Ende den Türken den Gefallen that, Das durch einen milderen Namen zu beschönigen, so geschah es hauptsächlich aus Angst vor unserem alten Herbst und seinen Leuten, die sich damals noch den Schein einer Art Macht zu geben wußten und deren Programm darin allein bestand, sich allem Vernünftigen und Nothwendigen in Oesterreich zu widersetzen. Nun ist dies Alles aber vorbei, die Herbstler haben verhaßt und verthan, wir sind ein slawisches Reich geworden, in dem die Deutschen froh sein müssen, sich ihr Volksthum und eine gelinde Mitwirkung am Staatswesen zu wahren; und da wir uns aus dem Agrarischen nun allmählich zum Industriellen entwickeln und von feudalen Einrichtungen langsam zu demokratischen gelangen wollen, fühlen wir uns von allen Seiten immer mehr nach dem Balkan hin gedrängt. Wozu der Lärm also, wenn es Einer jetzt endlich auch einmal auszusprechen wagt? Eine gar so große Heldenthat ist Das doch wirklich nicht!

Nein; eine Heldenthat wars nicht. (Und recht komisch sogar, als es von Offiziösen dann zur österreichischen Epopöe aufgeblasen wurde.) Aber es war eine Geberde, es war ein Zeichen. Und die jetzt wirkenden Menschen hatten, seit sie sich erinnern konnten, keine Geberde, kein Zeichen von Oesterreich mehr vernommen. Immer hielt es sich zur Seite gedrückt still, in einer so fragwürdigen und klagwürdigen, so mühsälligen Gestalt, daß Jedem schon bang um den nächsten Tag geworden war. Und plötzlich stand nun Einer auf und zeigte: Seht, wir sind doch noch da! In anderen Ländern versteht sich Das ja von selbst; uns hat es erst Einer zeigen müssen; wir hatten's verlernt. Und darum war es für uns, an unseren Erlebnissen, unseren Bedürfnissen gemessen, wirklich fast einer That gleich. Und einer That, die just im rechten Augenblick kam, vorbereitet durch lange Noth und von Sehnsucht erwartet. Denn seit zwanzig Jahren ist unter uns in aller Stille versucht worden, insgeheim den Glauben an Oesterreich wieder aufzurichten. Künstler, erst ein paar Literaten, die Gruppe vom Jungen Wien, dann die Schöpfer unseres neuen Kunstgewerbes, Olbrich, Kolo Moser und Hoffmann, endlich Klimt und seine Leute waren es, die zuerst das Zeichen gaben, an Europa theilzunehmen, der eigenen Kraft vertrauend. Dies hatte dann allmählich doch Manchen

aufblicken gelehrt; und während man draußen eben überall schon von unserem Ende sprach, wuchs eine neue Jugend zur Gewißheit auf, daß es ein Anfang war, woran wir litten; was man draußen für Todesqualen hielt, waren ihr die Wehen eines neuen Lebens und nicht aus Schwäche ließen wir unsere Form zerfallen, sondern eine langsam im Geheimen aufgeschossene Kraft schlug das alte Gefäß entzwei. Seit Jahren waren wir ein verschwiegener Bund, der Das wußte. Und nun mag man sich denken, wie merkwürdig es auf uns gewirkt haben muß, als jetzt plötzlich ein Kanzler aufstand, der es auch wußte und die Hand unserer unverzagten Sehnsucht ergriff; da hat die helle Luft manch Einen ganz umgedreht!

Dann hatte aber Lehrenthal auch noch das Glück, auf Widerstand zu stoßen. Und da gab es uns ein wunderbares Schauspiel hohen Wesens, zum ersten Mal Einen zu sehen, der Stand hielt, der fest blieb, der nicht vom Plage wich: zum ersten Mal einen Willen zu sehen. Denn die Art unserer Staatsmänner, seit wir uns erinnern können, war es immer gewesen, daß sie auch anders konnten. Sie wollten Manches, doch mußte nichts sein; Alles ging auch anders. Hier aber zeigte sich, welche Macht Einer hat, der nicht anders kann; Einer, der muß, was er will. Dies hatten wir noch niemals erlebt. Wir haben ja in der österreichischen Politik seit Andrássy keinen Mann erlebt.

Das war Lehrenthals Erfolg bei uns. Und vielleicht auch draußen. In Oesterreich unermuthet einen Mann zu finden: Das mag die Leute so verblüfft haben, daß man sich im ersten Schreck Alles von ihm gefallen ließ. Nun weiß man es aber. Man weiß es bei uns, überschätzt und wird von ihm jetzt Wunder verlangen. Und man weiß es draußen, ist darauf gefaßt und wird vor ihm jetzt auf der Hut sein. So hat er es nicht leicht. Und es könnte wohl sein, daß ihm manchmal schon selber bang vor seinem eigenen Schatten in unserer allzu bereiten Phantasie werden mag.

Ist es nämlich immer schon ein heikles Verhältniß, auf einen Vorschub von Ruhm die That erst nachliefern zu müssen, so ist er nun gar in der höchst abgeschmackten Situation, daß er sich jetzt, so zu sagen schon mitten auf dem Anmarsch, noch erst seine Truppen anwerben soll. Wird er dabei das selbe Glück haben wie beim ersten Mal? Damals begann er, als hätte er den Rücken durch ein mächtiges Oesterreich gedeckt. Und siehe: diese Geberde des Vertrauens auf ein Oesterreich, an das gar Niemand mehr geglaubt hatte, war so stark, daß es plötzlich wirklich wieder da stand, jenes schon ganz ungläubliche Oesterreich, wie von den Toten auferweckt. Und nun fährt er fort, als hätte er eine ganze starke großösterreichische Partei im Gefolge. Wird es ihm nun wieder glücken? Wird auch jetzt die bloße Geberde des Vertrauens wieder so stark sein? Wird durch sie die Partei, die er braucht, entstehen? Auch diese Partei ist ja längst da; man weiß es nur noch nicht, ganz wie man von

jenem mächtigen Oesterreich nichts mehr wußte. Sie steht überall bereit. In der Bürgerschaft aller Nationen, die nach einem großen Markt verlangt. In ihrer Arbeiterschaft, deren Bedürfnisse hier sich ja noch lange von den bürgerlichen nicht trennen werden. In den Intellektuellen, die sich geistig entfesseln wollen, wie Andere wirtschaftlich. Ueberall steht sie längst bereit; nur die politische Form fehlt ihr noch. Wird die Geberde des Kanzlers sie formen?

Er will auf den Balkan. Und jeder Thätige, jeder Tüchtige jeder Klasse, jeder Nation in Oesterreich will mit. Es ist die Kraft der wirtschaftlichen Expansion, die uns auf den Balkan drängt. Wir brauchen einen Markt, Kolonien haben wir nicht, die Erde ist vertheilt, nur der Balkan bleibt für uns. Wir können aber nicht auf den Balkan, so lange seine Völker uns nicht vertrauen. Sie haben zwischen uns und den Russen zu wählen. Was kann sie bestimmen, sich für uns zu entscheiden? Die Hoffnung, wirtschaftlich dabei zu gewinnen, und die Hoffnung, geistig zu gewinnen. Jene kann ihnen ein agrarisches, diese ein feudales Oesterreich nicht bieten. Sie sind von westlich gebildeten Intellektuellen beherrschte Bauern. Diese Bauern werden nur ein industrielles Oesterreich wählen, diese Intellektuellen nur ein demokratisches Oesterreich. Der Kanzler braucht also für seine äußere Politik ein Oesterreich, dem unsere ganze innere Politik widerstrebt. Das Oesterreich, das mit ihm auf den Balkan gehen kann, muß er sich erst schaffen.

Es ist ja da. In der Wirklichkeit ist es da. Aber politisch nicht. Denn Das ist ja das eigentliche Zeichen unserer inneren Politik: alle unsere Wirklichkeiten zu verleugnen. Zur Wirklichkeit wagt sich Keiner zu bekennen, aus Furcht vor dem nationalen Wahn. Wir erleben, daß Schlagworte, Vorstellungen, deren innerer Sinn längst ausgestorben ist, Einbildungen stärker sein können als selbst die Noth. Unser deutsches Bürgerthum hat eine Weile geglaubt, die anderen Nationen in Oesterreich wirtschaftlich und geistig beherrschen zu können. Diese haben sich dagegen empört, wirtschaftlich und geistig ihre eigene Entwicklung fordernd. Der nationale Kampf begann. In diesem Kampf ist das deutsche Bürgerthum unterlegen; die Nationen haben gesiegt. Kein Deutscher glaubt heute mehr an eine Vorherrschaft der Deutschen in Oesterreich. Der nationale Kampf ist aus. Politisch aber wird er noch fortgekämpft. Warum? Wofür? Um nichts; grundlos, sinnlos, ziellos. Eigentlich nur deshalb, weil von dem Kampf, der aus ist, noch die Kämpfer übrig geblieben sind, die Söldner, die den Kampf nicht einstellen können, des Soldes wegen; denn sie haben nichts gelernt, wovon sie sonst leben könnten. Aus jenem nationalen Kampf stammt ein Gewerbe der bürgerlichen Demagogie, das sich nun in seiner Existenz bedroht fühlt und alle Kraft einsetzt, um eine Politik zu verhindern, die es uns tägliche Brot brächte. Der nationale Kampf, der aus ist, wird weitergekämpft, nicht mehr um die Nation, sondern fürs Ge-

schäft der Demagogen. In jedem böhmischen Dorf kann man Das sehen, wenn man sich zu den arbeitenden Menschen setzt und sie nun im Vertrauen fragt, ob es denn nicht wirklich vernünftiger wäre, sich mit dem Nachbarn zu verständigen. Keiner leugnet es. Jeder wäre gern dazu bereit. Aber sie haben Angst, sie fürchten den nationalen Bann; die Schande wäre zu groß; die Demagogen drohen mit dem Boykott und der Handwerker, der Krämer, der Wirth, der von der Gunst der Gasse lebt und den Kredit bei der Sparkasse braucht, in der die Demagogen kommandiren, muß ihnen seufzend gehorchen. Man frage nun in den Handelskammern, in den industriellen Verbänden nach! Ueberall möchten sich die Deutschen mit den Czechen verständigen; sie dürfen aber nicht: die Furcht vor den Demagogen ist stärker. Hier und dort, auf der deutschen und auf der czechischen Seite. Und die bürgerlichen Parteien sind alle rings von solchen Demagogen besetzt, Berufspolitikern, deren einziges Programm ist, ihrem Klüngel das Geschäft zu erhalten, und die darum Jeden, der es durch ein aufrichtiges Wort einmal stört, mit Verdächtigungen und Verleumdungen so bis an den Hals beschmutzen, daß ihm die Lust vergeht, ein zweites Mal die Wahrheit zu wagen.

Unsere ganze innere Politik wird durch die Furcht vor den Demagogen bestimmt. Die Macht der Demagogen ist aber heute größer als je, weil sie nun einen Bund mit unserer alten Bureauratie geschlossen haben. Ein Fabrikant kann in Oesterreich heute nicht bauen, eine Gemeinde keine Brücke, keine Station, keine Schule haben, eine Witwe keine Tabaktrafik kriegen, wenn sich nicht einer der mächtigen Demagogen im Ministerium dafür verwendet. Aus Angst vor der Demokratie, die am Ende die Verwaltung reinigen könnte, haben sich die Bureauraten in ihrer Noth den Demagogen verschrieben und die Beiden bilden nun zusammen eine Art Konvent, der jetzt der eigentliche Herr Oesterreichs ist. Er heißt heute Ministerium Bienerth, morgen wird er vielleicht schon anders heißen, aber er wird sich nicht ergeben, so lange nicht die letzte Kraft der mit der Demagogie vereinigten Bureauratie erschöpft ist. So lange ist ein neues Oesterreich der arbeitenden Menschen unmöglich. Und so lange ist uns der Gang nach dem Balkan unmöglich. Und hält der Konvent, bis etwa die Russen die Kraft für eine Politik gefunden haben, die den wirtschaftlichen und den geistigen Bedürfnissen auf dem Balkan dient, dann wird unser Gang nach dem Balkan für alle Zeit unmöglich geworden sein.

Ja, wenn Aehrenthal nun wirklich der österreichische Bismarck ist, zu dem man ihn ernannt hat, dann muß er auch so stark sein, sich im Inneren die Politik zu schaffen, die seine äußere braucht. Der preußische hats gekonnt.

Aehrenthal macht den Eindruck, ein Mann zu sein und einen Willen zu haben. Nun wird er es zeigen müssen. Die Kraft zum neuen Oesterreich steht überall bereit, einen Mann und einen Willen erwartend.

Wien.

Hermann Bahr.

Die Friedensidee in Deutschland.*)

Es ist der Krieg eine Thatsache, die für die bisherige Entwicklung des Menschengeschlechtes von der größten Bedeutung war und auch für die Zukunft sein wird, so daß nach menschlicher Voraussicht an seine Beseitigung nicht gedacht werden kann, wie es auch niemals möglich sein wird, zu verhindern, daß jemals gewaltsame Umwälzungen in den Staaten vorkommen, so fragt sich, aus welchen Gründen im neunzehnten Jahrhundert die Friedensbewegung entstanden ist und eine wenigstens relative Bedeutung erlangen konnte.

In dieser Beziehung ist wohl zweifellos, daß vor Allem ein mächtiger Faktor das Ruhebedürfniß gewesen ist, das sich ganz naturgemäß nach den langen und blutigen Kriegen der napoleonischen Zeit geltend machen mußte. Alles sehnte sich nach einem dauernden Friedenszustand, auf den man auch rechnen zu können glaubte, da man wenigstens in vielen Kreisen der allerdings irrigen Meinung war, daß durch die Abmachungen des Wiener Kongresses für absehbare Zeit die politischen Verhältnisse in Europa in befriedigender Weise geregelt seien. Dieses Ruhebedürfniß vereinte sich mit gewissen im achtzehnten Jahrhundert zur Geltung gelangten sentimental und kosmopolitischen Anschauungen und der namentlich im Anfang der Französischen Revolution stark betonten, von den Franzosen freilich in etwas eigenthümlicher Weise verwirklichten Idee der Brüderlichkeit aller Menschen, die auf schwärmerisch angelegte, an realpolitisches Denken nicht gewöhnte Gemüther großen Eindruck machte und in ihnen tiefen Abscheu vor kriegerischen Konflikten hervorrief. Dazu kamen dann später die immer mehr Boden gewinnenden Ideen der sogenannten Manchester Schule, die nur für das wirtschaftliche Leben der Völker Verständniß hatte, und die freihändlerische Lehre, die nur friedlichen Wettbewerb unter den Völkern anstrebte und sogar möglichst alle Zollschranken zwischen den Staaten beseitigt haben wollte. Außerdem wollten die Anhänger dieser Lehren das Eingreifen des Staates auf allen Gebieten des Lebens so eng wie irgend möglich eingeschränkt haben und waren daher schon aus diesem Grunde dem sogenannten Militarismus und der Kriegsführung, bei denen die Staatsgewalt von den Unterthanen nicht bloß die größten wirtschaftlichen Opfer, sondern selbst das Opfer ihrer Persönlichkeit verlangt, abhold.**)

*) Ein Bruchstück aus dem Schlußkapitel des Buches „Weltstaat und Friedensproblem“, das im September bei Reichl & Co. in Berlin erscheint. Der Verfasser, Geheimrath Freiherr von Stengel, hat 1899 als vom Deutschen Reich Delegirter an der Friedenskonferenz im Haag mitgewirkt und ist als ein Staatsrechtslehrer von konservativer Gesinnung bekannt. In seinem neuen Buch giebt er eine Definition des Völkerrechtes, einen Extrait aus der Geschichte der Friedensidee, eine Kritik der beiden haager Konferenzen; und ermahnt seine Landsleute, sich den männlichen Geist, der die nationale Wehr sichere, nicht abschwächen zu lassen. Die Mahnung dünkt Manchen recht zeitgemäß.

**) Die Manchestermänner finden gar nichts dahinter, daß jährlich Tausende von Arbeitern in Fabriken, Bergwerken und so weiter, also im Dienst fremder Interessen, zu Grunde gehen, sind aber über die Verluste von Menschenleben im Kriege entsetzt. Das Opfer, das die Soldaten mit ihrem Leben oder ihrer Gesundheit im Krieg bringen, ist doch wohl eben so, wenn nicht mehr, im Interesse der Gesamtheit gebracht als das der Arbeiter.